

Andre Seegers

Der k. u. k. Soldat im Werk Arthur Schnitzlers:

Figurationen fremdbestimmter Identitäten



Andre Seegers

Der k.u.k Soldat im Werk Arthur Schnitzlers

1. Auflage 2012 | ISBN: 978-3-86815-622-5

© Igel Verlag Literatur & Wissenschaft , 2012. Alle Rechte vorbehalten.

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.

Bibliografische Daten sind unter

<http://dnb.ddb.de> verfügbar.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	7
2. Der k. u. k. Soldat im Werk Schnitzlers – Darstellung einer fremdbestimmten Identität	10
2.1. Ehre und Duell.....	11
<i>2.1.1. Oberleutnant Karinski</i>	<i>13</i>
<i>2.1.2. Leutnant Gustl.....</i>	<i>21</i>
<i>2.1.3. Oberleutnant Kasda</i>	<i>29</i>
Zusammenfassung Kapitel 2.....	34
3. Spezifische Aspekte der fremdbestimmten Identität des Soldaten – Bezüge zwischen Leben und Werk Schnitzlers	37
3.1. Soldatenliebe	38
3.2. Uniformierung	51
3.3. Antisemitismus im Heer	55
4. Schnitzlers medizinisch-psychologische Ausbildung als Mittel der Analyse fremdbestimmter Identität in Leben und Werk	65
4.1. Medizinstudium als empfundene Selbstentfremdung	67
4.2. Schnitzlers medizinisch-psychologische Studien als Weg zur Analyse fremdbestimmter Identität	71
4.3. Die kritische Analyse der Fremdbestimmung als Weg zur eigenen Identität	82
5. Fazit.....	88
6. Literatur.....	92

1. Einleitung

Arthur Schnitzler trat am 1. Oktober 1882 als Einjährig-Freiwilliger¹ in den Dienst der k. u. k. Armee. Seine Aufzeichnungen dieser Tage erlauben es, von einer tiefen persönlichen Krise zu sprechen. Schnitzler beklagt die mangelnde geistige Förderung durch diese Art seiner Lebensführung² und fasst ganze Monate wie folgt zusammen: „Habe eigentlich die Zeit ganz platt zugebracht. Nennen wir es die Rennsaison.“³ Ein Abbild der Leiden bieten die Tagebücher dieser Zeit, in denen Schnitzler seine Stimmungen immer und immer wieder mit Ausdrücken wie „Oed“, „Grübeln“, „Apathie“, „Nervosität“, „Überdruß“ und „Ekel“ belegt.⁴ Auf diese Jahre zurückblickend, beschreibt er metaphorisch eine für ihn zur Bedrohung werdende Selbstentfremdung, die den Zugang zu einer eigenen Identität zu versperren scheint, in seiner Autobiographie „Jugend in Wien“:

„Gar oft seit diesen Tagen, auf der Fahrt über dunkle Lebensfluten, war ich versucht, das Senkblei oder gar den Anker auszuwerfen – ohne daß mir Gewißheit wurde, ob er auf den Grund meines Wesens gegriffen, sich in eine trügerische Sandbank eingegraben oder gar nur in rätselhaftes Pflanzenschlingwerk verstrickt hatte.“⁵

Während des Freiwilligenjahres beklagt er wiederholt seine brach liegenden literarischen Versuche und sieht die ersehnten Erfolge auf diesem Gebiet gerade durch die ihm auferlegten Zwänge blockiert: „Und doch hab’ ich das Herz nicht [...] und lebe nur der Poesie. – [...] Ich kann ja jetzt nicht einmal. Dieses verdammte Militärjahr.“⁶

Als Schriftsteller tritt Schnitzler dann auch erst wesentlich später in Erscheinung⁷ und äußert sich im Nachhinein verwundert über die „geis-

¹ Im Zuge der Reformen in der k. u. k. Armee von 1868 wurde eine neue Kategorie von Reserveoffizieren nach preußischem Muster geschaffen. Jungen Männern aus guter Familie war es vorbehalten, nach einjähriger Ausbildung den Status eines Reserveoffiziers zu erwerben. Vgl. Foster, Ian: *The Image of the Habsburg Army in Austrian Prose Fiction 1888-1914*, Bern 1991, S. 11 f.

² Schnitzler, Arthur: *Tagebuch*, Band 1, 1879-1892, hrsg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1981-1997. Im Folgenden gekennzeichnet durch: *Tagebuch*. Eintrag vom 28.8.1883, S. 157.

³ Ebd. 13.6.83, S. 151.

⁴ Vgl. u. a. ebd. S. 156.

⁵ Schnitzler, Arthur: *Jugend in Wien*, Frankfurt a. M. 1994, S. 190.

⁶ *Tagebuch* 22.12.1882, S. 144.

⁷ Es erscheinen Gedichte, Aphorismen und Aufsätze Schnitzlers bereits 1880 und 1886-1888. Ein eigentlicher Durchbruch gelingt ihm erst am 14.7.1893 mit der Ur-

tige Unreife“, die in den „spärlichen Versuchen“ dieser Jahre zutage trete.⁸ Auffällig ist, dass Schnitzler unter den durch sein Freiwilligenjahr bedingten Zwängen leidet, gleichzeitig aber zu einer kritischen Distanzierung, wie sie sich in seinem späteren Werk an seinen Soldatenfiguren äußert, noch nicht in der Lage ist. Dies wird an seiner noch unentschiedenen Haltung gegenüber den Themen deutlich, die später in seinem Werk kritisch reflektiert werden. Schnitzler versichert aber später, dass gerade diese Irrwege letztlich in seinem Werk fruchtbar wurden und er ohne sie auch nicht hätte werden können, „was ich werden sollte.“⁹ Erst mit seiner künstlerischen Produktion vermindern sich die geradezu pathologisch anmutenden Berichte über Hypochondrien und Selbstzweifel,¹⁰ was vermuten lässt, dass über die kritische Reflexion im Werk die eigene Krise analysiert wird und damit erst zur Grundlage von Gesellschaftskritik wird.

Gleich zu Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit wendet sich Schnitzler 1893 mit dem Drama „Freiwild“ der Darstellung des soldatischen Milieus zu, und anschließend sind in seinem gesamten Werk Soldatenfiguren augenfällig präsent. Gerade diese Figuren erscheinen bei Schnitzler substanzlos, kaum individualisiert und in ihrem Wesen fremdbestimmt und in den starren Konventionen ihres Standes gefangen. Schnitzler greift damit das eingangs beschriebene krisenhafte Erleben seiner eigenen Militärzeit auf. Die entsprechende Charakterisierung der Soldaten wird in einem ersten Schritt anhand prägnanter Beispiele – ausgewählt sind die Charaktere Oberleutnant Karinski (1893: „Freiwild“), „Leutnant Gustl“ (1900) und Leutnant Kasda (1924: „Spiel im Morgengrauen“) – belegt. Anschließend wird diese Problematik mit Hilfe einer modernen Identitätstheorie diskutiert. Insbesondere die Ergebnisse des für die Entwicklungspsychologie wesentlichen Werkes „Identität und Lebenszyklus“ von Erik Erikson¹¹ erweisen sich hier als anwendbar. Weiter werden an den Beispielen „Soldatenliebe“, „Uniformierung“ und „Antisemitismus“ exemplarisch die individuellen und

aufführung des Einakters „Abschiedssouper“ aus dem Zyklus „Anatol“ am Stadttheater Bad Ischl und noch im selben Jahr mit dem Schauspiel „Das Märchen“ am Deutschen Volkstheater in Wien.

⁸ Jugend in Wien S. 213. Er hebt hervor, dass dies um so mehr erstaune, als er „in jungen Jahren frühreif gewesen war.“ Vergleichbar auch S. 186: „Auch die Verse, die ich in jener Zeit verfaßte [...] sind jedes tieferen Gefühles bar und gefallen sich [...] in einem ironisch-skeptischen, überlegen-witzigen Ton.“

⁹ Jugend in Wien S. 316.

¹⁰ Vgl. z. B. Tagebuch 10.12.1888, S. 242: „Im ganzen wohlher; weniger hypochondrisch, hoffnungsfreudiger. Besonders literarisch.“

¹¹ Erikson, Erik: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt a. M. 1973.

gesellschaftlichen Konsequenzen einer Identitätsentwicklung dargestellt, wie sie Schnitzler in seinem Werk bereits zu erfassen scheint.

In den Ausführungen dieser Kapitel wird verdeutlicht, wie Schnitzler einzelne Motive unmittelbar den eigenen Erfahrungen während seines Freiwilligenjahres entnimmt, sie aber erst in seinem Werk einer kritischen Reflexion unterzieht. Zwischen dem Freiwilligenjahr und dem Beginn seiner Produktion liegen zehn Jahre, die durch biographische Zeugnisse wie Tagebücher, Briefe und Jugenderinnerungen zu rekonstruieren sind.

In einem vierten Kapitel wird gezielt nach den wesentlichen Einflüssen und Entwicklungen Schnitzlers dieser Jahre gefragt, denn nur die Erfahrungen dieser Zeit verdeutlichen, wie die kritische Reflexion der eigenen Erlebnisse ihm die Möglichkeit liefert, sich von vorgegebenen Rollenerwartungen der Jugendjahre zu emanzipieren und die eigene Identität gerade in der kritischen Distanz zur Gesellschaft zu entwickeln. Die Möglichkeit einer kritischen Reflexion der soldatischen Rolle erscheint ihm hier aus seiner psychologisch-medizinischen Ausbildung zu erwachsen. Diese Untersuchung verfolgt damit die These, dass die kritische Auseinandersetzung mit den Erfahrungen des Freiwilligenjahres und deren wissenschaftlich reflektierte Ausdeutung in den Soldatenfiguren seines Werkes für Schnitzler zum Moment eines individuellen Identitätsgewinnes wird.

2. Der k. u. k. Soldat im Werk Schnitzlers – Darstellung einer fremdbestimmten Identität

Die Frage nach den Bedingungen der soldatischen Existenz ist eng verbunden mit der Frage nach den Vorteilen, die sich dem Einzelnen durch die Zugehörigkeit zur Armee bieten. Der auf bedingungslosen Gehorsam des Einzelnen angewiesene Staat bietet seinem Diener eine einheitliche Ideologie.¹² Die Annahme dieser Ideologie ist für den Soldaten eng verknüpft mit einer sozialen Aufwertung, da sie die Teilhabe an Glanz und Prestige des „Vaterlandes“ garantiert. Um ein solches Prestige an das Militär zu knüpfen, bedurfte es seitens des Staates der Glorifizierung des Heeres, dessen Vergangenheit als eine Kette ruhmreicher Siege und tragischer Niederlagen dargestellt wurde, und der Etablierung des k. u. k. Soldaten als gesellschaftliches Leitbild.¹³ Neben der Person des Kaisers Franz-Joseph – nicht zufällig der erste Kaiser, der sich auf sämtlichen Porträts in militärischer Uniform darstellen lässt – erscheint der fesche Leutnant oder Kavalleriehauptmann tatsächlich in der Donaumonarchie als gesellschaftliches Leit- und Sinnbild der Renommierfassade des Vielvölkerstaates, wie es Ferenc Szász verdeutlicht.¹⁴ Die Militärerziehung unterstützte den Ausbau einer solchen hohen sozialen Stellung, indem sie besonderen Wert auf sittliches Verhalten und den offiziösen gesellschaftlichen Verkehr legte. Ian Foster beschreibt dies mit den Worten: „Officers were to be gentlemen and the education they received was constructed around that idea.“¹⁵ Gleichzeitig erscheint die militärische Autorität dem werdenden Soldaten als eine normierte und durch ihre gesellschaftliche Akzeptanz sichere moralset-

¹² Die besondere Bedeutung der Armee in dem von ethnischen und sozialen Konflikten erschütterten Vielvölkerstaat unterstreicht das Bild, welches der Kriegsminister von 1868-1874, Franz Freiherr Kuhn von Kuhnenfeld, vom Staate entwarf. Er verglich die Monarchie mit einem Planetensystem, stabilisiert von den „in der Mitte tragenden und stützenden Kräften des Kaisers, der drei Reichsministerien und der einheitlichen Armee. Vgl. Srbik, Heinrich von: *Aus Österreichs Vergangenheit*. Von Prinz Eugen zu Franz Joseph, Salzburg 1949, S. 155.

¹³ Vgl. Foster S. 4.

¹⁴ Ferenc Szász unterstreicht diese Leitbildfunktion und untersucht die Rolle des Leutnants in der Literatur seiner Zeit. Vgl. Szász, Ferenc: *Der k. u. k. Leutnant um 1900 aus österreichischer und ungarischer Sicht*. *Budapester Beiträge zur Germanistik* 4, Budapest 1978, S. 269-280.

¹⁵ Ian Foster betont weiter die extreme Hervorhebung der sozialen Position bei gleichzeitigen Mangel an humanistischer Bildung. Foster S. 22f.

zende Instanz, die von einer individuellen Identitätsfindung befreit.¹⁶ Die Sicherheit dieser gesellschaftlichen Stellung wird nach außen durch eng definierte Verhaltensnormen garantiert. Diese Normen verkörpert ein spezifischer und streng gehandhabter Ehrenkodex, der durch die mit ihm verbundene Satisfaktionsfähigkeit abgesichert wird.

Schnitzler stellt anhand seiner Figuren dar, wie der Einzelne in diesen Mechanismen eine einfachere Ordnung der Dinge jenseits einer überfordernden Wirklichkeit übernimmt und einer Individualisierung dadurch aus dem Wege geht. Der durch diese Reduktion entstehende Vorteil erweist sich aber bei Schnitzler als nur scheinbar, und eine Krise, in der das Prinzip sich gegen ihren Träger wendet, zeigt die Fragwürdigkeit eben dieses Prinzips.

2.1. Ehre und Duell

Die Idee einer besonderen Standesehre der Offizierskaste wurzelt ebenso wie die Institution des Duells in der Übernahme ursprünglich feudaler Formen und Handlungsnormen durch das Bürgertum. Ein Aufstieg des Bürgertums zu einer satisfaktionsfähigen Klasse hatte sich im 19. Jahrhundert schrittweise vollzogen und diente ihm vornehmlich zur Abgrenzung von den unteren Schichten.¹⁷ Zum Ende des Jahrhunderts galt der Ehrbegriff gesamtgesellschaftlich bereits als ein „hochsensibler Seismograph ständischer Gliederung, als ein getreuer Spiegel gesellschaftlicher Hierarchien.“¹⁸ Nachdem seit den Militärreformen von 1863 ein Großteil der Offiziere bürgerlicher Herkunft war, garantierte ein streng nach aristokratischen Vorbildern ausgerichteter militärischer

¹⁶ Die individualitätsfeindliche Wirkung der Militärerziehung problematisieren auch die Werke „Die Verwirrungen des Zöglings Törless“ von Robert Musil und „Turnstunde“ von Rainer Maria Rilke. Dazu: Minder, Robert: Kadettenhaus, Gruppendynamik und Stilwandel von Wildenbruch bis Rilke und Musil, in: Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich, Frankfurt a. M. 1962.

¹⁷ Vgl. Frevert, Ute: Ehrenmänner - Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991, S. 87. Frevert untersucht die Bedeutung des Duells und des Ehrbegriffes vorwiegend am Beispiel Preußens und Bayerns. Ian Foster weist speziell auf die Besonderheiten der Entwicklung in Österreich hin. Auch Hartmut Scheible betont in diesem Zusammenhang eine spezifische historische Entwicklung, nach der besonders in Österreich das Bürgertum sich nach wie vor am Adel orientierte. Vgl. Scheible, Hartmut: Arthur Schnitzler, Hamburg 1976, S. 51.

¹⁸ Frevert S. 76. Im Zusammenhang mit Schnitzlers Werk diskutieren den Ehrbegriff: Janz, Rolf-Peter/Laermann, Klaus: Arthur Schnitzler - Zur Diagnose des Wiener Bürgertums im Fin de siècle, Stuttgart 1977, S. 146 ff.

Ehrenkodex die Homogenität des Offizierscorps und wurde als Mittel zur Betonung der besonderen gesellschaftlichen Stellung eingesetzt.¹⁹ Er diente auch den Offizieren zur sozialen Abgrenzung, da über die Standesehre und die an sie gekoppelte Satisfaktionsfähigkeit die eigene Position bestimmt und nach unten abgegrenzt werden konnte. Den Anlass für ein Duell lieferte in der Regel die Kränkung der persönlichen Ehre, die aber als ständisch gebunden wahrgenommen wurde.²⁰ Eine Kränkung des Einzelnen bedeutete also immer eine Beleidigung des gesamten Standes. Der Militärkaste und Teilen des an ihr orientierten Bürgertums galt die Satisfaktionsfähigkeit mehr als Bildung, Besitz und Abstammung.

Wie intensiv sich Schnitzler in seinem Frühwerk mit der gesellschaftlichen und individuellen Funktion von Standesehre und Duell auseinandersetzt, belegen die in diesem Zeitraum entstehenden Dramen „Freiwild“ (1893), „Liebele“ (1895) und die Novelle „Leutnant Gustl“ (1900). Zudem versucht er sich seit 1893 an einem Drama „Ritterlichkeit“²¹, in dem der Ehrbegriff zentral diskutiert wird und von dem bis 1912 acht Varianten entstehen, ohne dass er zu einer ihn befriedigenden Fassung gelangt. Auch in den Folgejahren entstehen wiederholt Stücke, in denen Ehre und Duell zentrale Punkte des Geschehens bilden, so etwa die Behandlung des Duells in „Das Weite Land“ (1904) und des Ehrbegriffes im Drama „Ruf des Lebens“ (1905).

Exemplarisch lässt sich anhand der Figuren Karinski („Freiwild“), Gustl („Leutnant Gustl“) und Kasda (1924: „Spiel im Morgengrauen“) die gesellschaftliche und individuelle Funktion der Standesehre im Hinblick auf die Konstruktion von Identität verdeutlichen.

¹⁹ Waren 1863 in Österreich-Ungarn noch 60% der Offiziere adeliger Herkunft (Militäradel), entstammten 1914 bereits 88,5 % dem bürgerlichen Lager. Vgl. Foster S. 13.

²⁰ Vgl. Frevert S. 76.

²¹ Schnitzler, Arthur: Ritterlichkeit. Fragment. Aus dem Nachlass herausgegeben von Rena R. Schlein, Bonn 1975. Abgedruckt ist hier die Hauptfassung von 1904.